

Zwischen diktatorischer Praxis und Eigensinn. Germanistische Literaturwissenschaft in der SBZ/DDR



VON
JENS SAADHOFF

Geisteswissenschaftliche Disziplinen, so zeigt ein Blick nicht nur auf die beiden deutschen Diktaturen, gehorchen keineswegs allein ihrer jeweiligen fachinternen Logik. Wenn Germanisten oder Historiker ihre Gegenstände behandeln, so tun sie das mit Blick auf die Fachöffentlichkeit, aber zugleich ist – gewissermaßen als „unsichtbarer Dritter“ – die außerfachliche Öffentlichkeit mit ihren Diskursen, mit ihren Grund- und Leitbegriffen, mit ihren langlebigen Deutungsmustern anwesend. Stärker als die Natur- und Technikwissenschaften, deren gesellschaftliche Zweckdienlichkeit gleichsam evident zu sein scheint, stehen die Geisteswissenschaften unter einem erhöhten Resonanz- und Rückkopplungsdruck. Permanent müssen sie ihre gesellschaftliche Relevanz unter Beweis stellen und „Leistungsangebote“ an die fachexterne Öffentlichkeit sowie die wissenschaftspolitische Administration adressieren. Ohne solche Leistungsangebote drohen Positionsverluste des jeweiligen Faches im innerwissenschaftlichen Kampf um die nötigen Forschungsressourcen, also um Geld und (institutionelle) Macht, aber auch um wissenschaftliche und soziale Reputation. Unter diktatorischen Bedingungen droht zudem der Einfluss politisierter Dilettanten zu steigen, die in den Geisteswissenschaften sehr viel leichter untergebracht werden können als in den spezialisierten „ideologiefernen“ Natur- und Technikwissenschaften. Aus diesem Grund sind gerade geisteswissenschaftliche Fächer in erhöhtem Maße gezwungen, sich auf verändernde gesellschaftliche und politische Ressourcen- und Resonanzkonstellationen einzustellen. Um ihre erfolgreiche Institutionalisierung dauerhaft sicherzustellen, müssen sie „semantische Umbauten“ vornehmen, die sich im veränderten Gebrauch bestimmter Grund- und Leitbegriffe des Faches manifestieren können, in Umwertungen bestimmter Epochen, Autoren oder Texte, in den Veränderungen im Methodenarsenal und im theoretischen Selbstverständnis oder im stillen Themenwechsel.

Das Dissertationsprojekt fragt nach solchen semantischen Umbauten in den Texten germanistischer Literaturwissenschaftler der SBZ/DDR und untersucht sie auf ihren Zusammenhang mit gesellschaftlichen Veränderungen und kultur- bzw. wissenschaftspolitischen Vorgaben. Während die bisherige Fachgeschichtsschreibung vornehmlich unter forschungsgeschichtlichen, biographischen und institutionengeschichtlichen Aspekten erfolgte, verschiebt die Frage nach den semantischen Umbauten und dem damit indizierten Zusammenhang von Forschungslogik und gesellschaftlicher Logik die Forschungsperspektive. Ziel ist es, die zeithistorische Dimension des Faches näher zu erfassen und einen umfassenden Einblick in das kom-

plexe und historisch variable Spannungsfeld zwischen Professionalisierung und Politisierung, Anpassung und diktatorischem Zwang, außerfachlicher Resonanz und disziplinärem „Eigensinn“ zu gewinnen.

Die Frage nach dem Umgang der literaturwissenschaftlichen Germanistik mit sich verändernden gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen stellt sich für die SBZ/DDR mit besonderer Vehemenz. Anders als 1933 gingen mit der politischen Zäsur kognitiv-konzeptuelle, apparativ-institutionelle, personelle und rhetorische Brüche einher, auf die sich das Fach einstellen musste, so z. B. auf das Romantik- und Moderne-Verdikt, den Erbe- und Sachwalteranspruch der Arbeiterbewegung, die gnoseologische Widerspiegelungstheorie, das marxistisch-leninistische Wissenschaftsverständnis und die sozialistische Umgestaltung der Hochschulen, die Einschleusung akademischer Außenseiter in den wissenschaftlichen Betrieb, die bündnispolitische Volksfrontstrategie etc. Dabei gilt es die Diskontinuitäten, aber auch die Kontinuitäten in der Fachentwicklung deutlich zu machen.

Denn das Fach veränderte keineswegs sämtliche Bestände und Problemlagen, die es in seiner Geschichte akkumuliert hatte. Trotz diktatorischer Praxen führen zu enge Interdependenzannahmen zwischen Politik und Wissenschaft zu Fehlurteilen und werden dem komplexen und historisch variablen Verhältnis von Disziplin-geschichte und wissenschaftsexterner Geschichte nicht gerecht. Eine solche Sichtweise unterschätzt das Fortleben älterer (Wissenschafts-)Traditionen, den „Eigensinn“ der Akteure oder das, was Pierre Bourdieu die „Brechungsmacht“ einer akademischen Disziplin nennt: die Fähigkeit, auf fachexterne Anforderungen nach fachinternen Maßgaben zu reagieren und sie so, gleichsam „gebrochen“, in die Sprache des Faches zu „übersetzen“. Auch dürfen die Schwierigkeiten der SED nicht übersehen werden, ein sozialistisches Hochschulsystem zu errichten. Aufgrund der angespannten Personalsituation nach 1945 war man auf die alten Eliten angewiesen, die sich – geprägt von einem „bürgerlichen“ Wissenschaftsverständnis – dem Lenkungsanspruch der Hochschulpolitik und dem Alleinvertretungsanspruch des Marxismus-Leninismus nur zu häufig widersetzen und nicht ohne Einfluss auf ihre wissenschaftlichen Schüler blieben – selbst wenn sich diese als „Marxisten“ verstanden.

Allerdings war die germanistische Literaturwissenschaft in der DDR auch keine lediglich den eigenen Regeln gehorchende Disziplin: Als geisteswissenschaftliches Traditionsfach mit einer engen Bindung an die „Kulturation“ sowie als „marxistisch-leninistische Gesellschaftswissenschaft“ bewegte sie sich unentwegt im Spannungsfeld zwischen Forschungslogik und politisch-gesellschaftlicher Logik. Eine repressionsbereite Administration setzte den fachlichen Diskursen Grenzen. Vor allem aber der sich ab Mitte der 50er Jahre vollziehende Generationenwechsel innerhalb der Disziplin veränderte das Verhältnis zwischen Fachwissenschaft, sozialistischer Öffentlichkeit und politischer Administration grundlegend. Die Tatsache, dass die meisten der sich nun etablierenden Literaturwissenschaftler Unterschichtskinder waren, die ihr Studium und ihre unerwartete Karriere als Wissenschaftsnachwuchs politischer Protektion verdankten, begründete in vielen Fällen eine langanhaltende Loyalität gegenüber dem SED-Regime. Das Versprechen rascher sozialer Mobilität, die Auf- und Umbruch-

stimmung der Nachkriegsjahre, die identitätsstiftende Kraft von Wertbegriffen wie „Humanismus“ oder „Antifaschismus“, die gezielte Kadenschulung sowie die streng nach politischen Kriterien erfolgende Elitenauswahl durch die SED hatten eine junge Germanistengeneration hervorgebracht, die bereit war, Wissenschaft auf der Basis der „marxistisch-leninistischen Weltanschauung“ sowie den „Erkenntnissen“ der „Klassiker“ des Marxismus-Leninismus zu betreiben und den „Forderungen des Tages“ entgegenzuarbeiten. Solche Aufgaben waren beispielsweise, in An eignungs- und Deutungskonkurrenz zum Westen ein umfassendes „marxistisches Literaturgeschichtsbild“ zu entwerfen oder zukünftige sozialistische Deutschlehrer, Verleger, Journalisten etc. auszubilden. Bei aller „Parteilichkeit“ durften jedoch auch diese jungen marxistischen Literaturwissenschaftler gewisse fachspezifische Standards (z. B. philologische Genauigkeit, Textnähe, differenzierte und kohärente theoretische Argumentation usw.) nicht aufgeben und lediglich die Verlautbarungen der Partei „nachbeten“, wollten sie nicht aufhören, sich als Fachwissenschaftler auszuweisen und als solche anerkannt zu werden. Besonders das Konkurrenzverhältnis zur westdeutschen Universitätsgermanistik verpflichtete das akademische Personal, allgemein anerkannte Wissenschaftsnormen einzuhalten: Wollte man der „bürgerlichen“ Literaturwissenschaft auf allen Ebenen überzeugende Gegenentwürfe auf der Basis des „Marxismus-Leninismus“ präsentieren, verlangte dies ein gewisses Professionalisierungs- und Ausdifferenzierungsniveau. Es wird eine Aufgabe der Dissertation sein, durch die Untersuchung semantischer Umbauten bzw. der Beharrungsmacht wissenschaftlichen „Eigensinns“ gegenüber ideologischen Vorgaben den Grad der Autonomie bzw. Heteronomie des literaturwissenschaftlichen Feldes in seiner historischen Entwicklung nachzuzeichnen.

Um fachspezifische Leistungsangebote an Staat, Politik und Gesellschaft adressieren und sich als gesellschaftlich „nützliche“ Disziplin präsentieren zu können, bedarf es „Scharnierbegriffe“ oder „Scharniergeschichten“: Leitbegriffe, Redeweisen, Konzepte, Figuren und Argumentationsmuster, die einerseits in der fachlichen Kommunikation präsent sind, die aber andererseits auch in der fachexternen Öffentlichkeit verstanden werden und dort ein positives Echo erzeugen. Im Rahmen der Untersuchung semantischer Umbauten werden gerade solche Scharniersemantiken in den Blick genommen. So bediente sich die germanistische Literaturwissenschaft beispielsweise während der Phase der Neukonstituierung und institutionellen Etablierung an den neugegründeten Universitäten solcher Wert- und Identifikationsbegriffe wie „Antifaschismus“, „Volk“/„Klasse“, „Humanismus“, „Bildung“/„Erziehung“, „(deutsche) Kunst/Kultur“ oder „(deutsche) Nation“, die zu jener Zeit zum festen semantischen Bestand (zur „Basissemantik“) des sozialistischen Regimes gehören und sich gerade in den ersten Jahren der Diktatur in beinahe allen offiziellen Verlautbarungen finden lassen. Die jungen Nachwuchswissenschaftler, die ab Mitte der 50er Jahre die literaturwissenschaftlichen Diskurse zu dominieren begannen, ergänzten diese Scharniersemantik durch Termini, mit denen sie sich als „Marxisten“ ausweisen konnten („Revolution“, „Klassenkampf“, „Materialismus“ etc.). Auch orientierten sie sich in ihrem (besonders von Lu-

kács geprägten) Literaturgeschichtsbild an binären Ordnungskategorien wie Fortschritt und Reaktion, Aufstieg und Dekadenz, Tradition und Avantgarde, Klassik und Romantik, Realismus und Formalismus, Erzählen und Beschreiben etc., die zu jener Zeit richtungsweisend für die Kulturpolitik in der DDR waren und mit denen man daher in der kulturräsonierenden Öffentlichkeit in besonderem Maße Resonanz erzielen konnte.

„Scharnierbegriffe“ und „Scharniergeschichten“ sind historisch variabel: Sich verändernde fachexterne Konstellationen können einen Umbau der entsprechenden Scharniersemantiken verlangen. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Im Zusammenhang mit (kultur-)politischen Zielsetzungen wie der „Vollendung des sozialistischen Aufbaus“ oder dem „Bitterfelder Weg“ wandte man sich verstärkt der Literatur des „sozialistischen Realismus“ sowie vor allem „proletarisch-revolutionären“ Literaturströmungen zu, um damit zur „sozialistischen Bewusstseinsbildung“ beizutragen. Die in den sechziger Jahren einsetzenden literaturwissenschaftlichen Debatten um empirische Leser- oder Wirkungsforschung bzw. Literaturrezeption wiederum können als Reaktion des Faches auf die Beschäftigung der SED mit soziologischen Fragestellungen gelten. So versuchte sich die germanistische Literaturwissenschaft gemäß den Forderungen der Partei als unmittelbar praxisorientierte und moderne „Leitungswissenschaft“ zu präsentieren, um jene Positionenverluste auszugleichen, die sie seit Beginn des Jahrzehnts gegenüber den Natur-, Technik- und Wirtschaftswissenschaften hatte hinnehmen müssen.

Aufgrund des Ziels, vor allem die jeweiligen zeithistorischen Bezüge der literaturwissenschaftlichen Germanistik in der SBZ/DDR herauszuarbeiten, sollen im Rahmen des Projektes nicht nur solche Texte untersucht werden, die sich primär an die fachinterne Öffentlichkeit wenden, sondern auch diejenigen, die die Grenzen des Faches überschreiten. Es geht um Beiträge in literaturdidaktischen oder nicht-wissenschaftlichen Zeitschriften und Zeitungen, um Festvorträge, Handbücher, Lexika oder Literaturgeschichten, die sich weniger an ausgewiesene Experten, sondern primär an die „breite Öffentlichkeit“ wenden. Damit eignen sich diese Texte ideal für eine Untersuchung der Außenkommunikation des Faches. Es geht in diesem Zusammenhang um die Frage, mit welchen argumentativen Strategien sich die Disziplin selbst inszeniert und präsentiert. Die Analyse dieser Redeweisen verspricht Aufschluss über die Leistungsangebote, die das Fach der fachexternen Öffentlichkeit unterbreitet, über die Traditionen, in die es sich stellt, über typische Argumentationsmuster, über das theoretische Selbstverständnis seiner Akteure, über Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Fachentwicklung.

Bei der Untersuchung der semantischen Umbauten soll der Blick aus forschungspragmatischen Gründen auf zentrale Knotenpunkte in der Fachentwicklung gerichtet werden. Vor allem die Phase des Aufbaus einer „marxistisch-leninistischen“ Literaturwissenschaft zwischen der unmittelbaren Nachkriegszeit und dem Beginn der sechziger Jahre soll im Mittelpunkt des Projektes stehen, da sich der Zusammenhang zwischen Fachentwicklung und zeithistorischen Veränderungen hier besonders deutlich herausarbeiten lässt. Der zweite Schwerpunkt dieser Arbeit liegt auf der Rekonstruktion der Argumentationsstrategien und der Debatten um *den* zentralen semantischen Umbau in

der Geschichte der ostdeutschen Literaturwissenschaft, also um jene erfolgreiche Etablierung eines rezeptionsästhetischen Ansatzes in der DDR im Verlauf der 70er Jahre, durch den viele dogmatische Verengungen innerhalb der Disziplin (z. B. hinsichtlich des Realismus- und Widerspiegelungsbegriffs) infrage gestellt werden konnten.

Das Forschungsprogramm bezieht sein methodologisches Besteck aus den wissenschaftssoziologischen Arbeiten Ludwik Flecks und Pierre Bourdieus sowie aus den argumentationsgeschichtlichen Arbeiten des Siegener Forschungsprojektes zum „Semantischen Umbau in den Geisteswissenschaften“. Sowohl Flecks wissenschaftssoziologische Lehre vom „Denkstil und Denkkollektiv“ als auch Bourdieus Theorieentwurf zum wissenschaftlichen „Feld“ zeichnen sich im Blick auf eine Theoretisierung des Verhältnisses Wissenschaft-Gesellschaft vor allem dadurch aus, dass sie apriorische Trennungen im Sinne einer starren „intern-extern“-Antithetik vermeiden. Vor allem Bourdieus Begriff des wissenschaftlichen „Feldes“ erlaubt eine sinnvolle Überwindung der Aporien einer internalistisch oder externalistisch positionierten Wissenschaftsgeschichtsschreibung. Das wissenschaftliche „Feld“ wird im Rahmen des Bourdieu'schen Ansatzes

als eine Art Mikrokosmos betrachtet, der nach eigenen Gesetzen und Verfahrensregeln operiert, der aber dennoch zugleich den Gesetzen des gesellschaftlichen „Makrokosmos“ unterworfen bleibt. Diese Zwänge und Regeln, meist politischer oder ökonomischer Natur, wirken zwar auf das wissenschaftliche Feld ein, jedoch in den seltensten Fällen unmittelbar. Sie werden durch die „Brechungsstärke“ bzw. „Übersetzungsmacht“ des akademischen Feldes transformiert. Der Grad der Autonomie bzw. der Heteronomie eines bestimmten wissenschaftlichen Feldes zu einem bestimmten Zeitpunkt manifestiert sich mithin in der Tatsache, in welchem Maße äußere Fragestellungen, namentlich politische, ungebrochen zum Ausdruck kommen können.

JENS SAADHOFF, geb. 1976, absolvierte in Münster, Edinburgh und Siegen ein Studium der Fächer Germanistik, Anglistik und Philosophie, das er 2003 mit einer Arbeit zum neuhumanistischen Bildungsbegriff bei Jean Paul und Goethe abschloss. Nach seinem Studium arbeitete er ein Jahr im Siegener Projekt „Semantische Umbauten in den Geisteswissenschaften“. Seit 1999 ist er zudem als freier Referent für politische Jugend- und Erwachsenenbildung tätig.